



FRIEDERIKE SCHMÖE

**Schaurige
Weihnacht überall**

Ein eiskalter Krimi

SPANNUNG

GMEINER



Wir fuhren eine Weile schweigend durch die Nacht. Ich musste mich erstmal beruhigen. Das Surren des Motors und die langsam ansteigende Heizungswärme taten das Ihre dazu.

»Ich heiÙe Ilsa«, sagte ich, als mein Herz nicht mehr hämmerte wie ein Schlagbohrer.

»Moni.«

»Okay. Moni also. Was ist eigentlich passiert?«

»Ich weiß nicht.« Ihre Stimme klang völlig tonlos, geradezu leblos; aber sie sprach nur in Bruchstücken, man sollte nicht zu viel verlangen.

»Du weißt es nicht? Wie, bitteschön, bist du denn an der Tanke gelandet?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Hattest du einen Unfall? Warum läufst du ohne Jacke in dieser Kälte herum?«

»Ich kann mich nicht erinnern. Wirklich nicht.«

Ich sollte sie bei der Polizei abliefern oder am besten gleich in der nächstbesten Klinik, aber hier, zwischen den immer höher aufragenden Bergen und den scharf eingeschnittenen Talfalten, gab es weder das eine noch das andere. Außerdem wollte ich endlich ankommen und mich aufwärmen.

»Ich habe nicht weit von hier ein Ferienhaus«, hörte ich mich sagen. »In Rothenfels. Willst du mit?«

»Okay.«

Ich nickte. Hatte ich mir gedacht. Bloß wusste ich überhaupt nicht mehr, wo ich war. Ich hatte mich in der Schwärze der Nacht, im Nebel und in der nach vielen Jahren Abwesenheit so gut wie unbekanntem Gegend verfahren.

»Ich war eigentlich nicht oft hier«, sagte ich, während ich hielt und die Straßenkarte studierte. »Kennst du dich aus?«

»Nein.«

War ja klar.

»Woher kommst du eigentlich?«, fragte ich.

Sie antwortete nicht. Im Auto machte sich ein merkwürdiger Geruch breit. Der Geruch nach Blut.

»Soll ich dich ins Krankenhaus fahren?«

»Nein!«

Ich sah meinem Finger zu, der über die Landkarte glitt, die B 470 entlang. Die Namen der Dörfer sagten mir nichts, bis auf Muggendorf, das war mir ein Begriff, ich war mit Eltern und Cousine mal dort Kanu fahren, auf einem Flüsschen namens Wiesent, das harmlos aussah, Kanuten gegenüber allerdings ziemlich unhöflich sein konnte. Gähnend knipste ich die Innenbeleuchtung aus. Wendete.

Bog ab, bog wieder ab. Passierte ein Ortsschild. Erkannte ein besonders schön verziertes Fachwerkhaus, eine Sandsteinmauer, an der ein altes Mühlrad lehnte, und eine Werbetafel,

deren Slogan aus zwei Wörtern bestand: Hier Selbstgebrannter. Das war Rothenfels. Ein kleines Dorf. Die Pfarrkirche, neben der man einen gigantischen Weihnachtsbaum aufgerichtet hatte, beherrschte das Gesamtbild. Ansonsten viel Fachwerk, ein paar Bauernhöfe, ein Bach die Hauptstraße entlang.

Hinter dem größten Hof in der Dorfmitte bog ich in ein schmales Gässchen, das sich steil den Berg hinaufschlängelte. Plötzlich freute ich mich. Meine Eltern und ich, wir hatten nie viel Zeit hier verbracht. Das Ferienhaus war eine Schnapsidee, ein Traum meines Vaters. Den Alltag hinter sich lassen. Wandern gehen, vielleicht in der Natur malen. Seine Bilder auf einem Trödelmarkt verkaufen und dem Leben zuschauen, wie es vorbeitreibt. Daraus wurde nie was. Wir waren höchstens drei Sommer lang hierhergekommen, immer nur 14 Tage. Und einmal zu Weihnachten. Damals war ich 20. Das war 15 Jahre her, und mein Leben hatte seitdem eine Menge Kurven genommen.

Die Erinnerung schmerzte. Ich schob sie hinter den Vorhang der automatisierten Verdrängung und hielt den Wagen an.

»Hier ist es.«

Mein Häuschen klebte wie eine Bienenwabe am Felsen, hoch über dem Ort. Direkt daneben das des Nachbarn. Ein wenig Garten, im Dunkeln nichts als eine schwarze Masse. Dann, steil, terrassenartig, andere Häuser weiter unten am Hang, die wie Stufen einer gewaltigen Wendeltreppe ins Dorf hinunterwuchsen. Oberhalb meines Hauses nur noch Felsen; und dahinter Wald. Vereiste Schneereste hockten auf den Baumwipfeln.

Dankbar registrierte ich, dass Rothenfels es sich immer noch leistete, den das ganze Dorf überragenden Felsen – ein gespenstischer Zacken mit einer tief eingeschnittenen Kerbe – nächtens zu beleuchten. Warm und gelb floss das Licht zu meinem Haus herunter. Machte die späte Ankunft erträglich, beinahe ein wenig warmherzig.

»Um Mitternacht schalten sie ab«, sagte ich, während ich ausstieg. Ein, zwei Hunde fingen an zu kläffen, gaben aber schnell auf. Ich warf mir den Rucksack über die Schultern und schob das Gartentor auf. Es quietschte ganz leise. Ein schüchterner Willkommensgruß. Ich tastete nach den Schlüsseln in meiner Jeanstasche und sperrte die Tür auf.

»Los, komm!«, rief ich nach hinten.

Im Haus war es kälter als draußen. Es roch nach Moder und Katzenpisse. Die waren schon immer ein Problem, die Katzen, die durch irgendwelche Löcher irgendwo reinkamen und sich wie zu Hause fühlten. Denen würde ich schon beikommen. Durch das Fenster rieselte das gelbe Licht der Felsenbeleuchtung ins Haus.

Hinter mir klappte die Tür. Ich fuhr herum.

Moni stand da, die Arme um ihren blutigen Pulli gewunden. Hinter ihr fiel die Tür zu. In diesem Moment schaltete die Felsenbeleuchtung auf null. Es wurde finster.

»Warte!« Ich stellte den Rucksack ab und tastete mich zum Kachelofen vor. Obendrauf

lag, wenn ich mich recht entsann, eine Taschenlampe. Ich schaltete sie ein.

Binnen Minuten hatte ich die Sicherung reingeschraubt, Licht gemacht, den Haupthahn fürs Wasser aufgedreht und Holz im Kachelofen aufgestapelt. Das Feuer prasselte laut. Moni sank auf die Kachelofenbank.

»Wird gleich warm«, beruhigte ich sie.

Ich sah mich um. Die Diele war das Zentrum des Häuschens. Auf der rechten Seite ging die Küche ab, die ebenfalls vom Kachelofen geheizt wurde, und links zwei Schlafzimmer. Von beiden aus kam man ins Bad, wo ich jetzt auch das Licht einschaltete und die Wasserhähne aufdrehte. Zuerst lief eine rostige Pampe heraus, aber ziemlich schnell wurde das Wasser klar. Es war eiskalt hier drin. Ich schaltete die Heizspirale über der Tür ein.

Von der Küche kam man in den Keller. Kein sehr geräumiger Keller, sondern ein Bunker mit festgetretenem Lehmbooden. Ich hatte richtig geahnt: Hier lagerten immer noch die Einmachgläser. Schlehengelee von vor 15 Jahren. Auf den Metallregalen standen die riesigen Töpfe, in denen meine Mutter ihre legendären Currys gekocht hatte. Eine nackte Glühbirne hing von der Decke. Alles war unverändert.

Ich ging wieder nach oben.

»Du kriegst das linke Schlafzimmer«, sagte ich zu Moni. »Bettzeug liegt hier. Warte.« Ich kramte im Schrank nach Bettbezügen. »Schlaf gut.«

Mit einem Mal war ich hundemüde. Ich dachte an unsere Wohnung in Berlin, Piets und meine, die Zentralheizung, die Lichter der Stadt, meine Drums, den zerschmetterten Computer. Ich dachte an Piet und Anita. Ging in das rechte Schlafzimmer, das früher das Zimmer meiner Eltern gewesen war, warf mich aufs Bett und deckte mich mit der klammen Steppdecke zu. Ich war zu müde, um mich um Laken oder irgendwas zu kümmern. Ich zog mich nicht mal aus. Dazu war es sowieso zu kalt.

5

Immer Angst. Unterschwellig. Kaum zu fassen. Keine klaren Dinge, statt dessen düstere Gefühle, Vermutungen. Immer Angst.

Das letzte Weihnachtsfest hat sich noch anders angefühlt. Moni hält ihr Geschenk für Gerolf im Arm. Es ist gleich acht Uhr abends. Sie war bei ihrer Mutter, den Besuch in Spalt hat sie herausgeschunden, der musste sein, obwohl Gerolf sie, Moni, ganz für sich haben wollte. Jetzt steht sie am Straßenrand und ist bereit für ihren Freund. Mittlerweile freut sie sich wieder. Dass sie ein schlechtes Gewissen hat, ihre Mutter am Heiligabend allein zu lassen, muss in der inneren Versenkung verschwinden. Moni ist ohnehin gut darin, Gedanken und Gefühle abzuspalten. Einfach wegzustecken, damit sie selbst sie nicht mehr spürt. Damit sie funktionsfähig ist für Gerolf. Sie hat längst gelernt, zur selben Zeit Freude und Unsicherheit zu empfinden, Vergnügen und Panik. Noch überwiegen die dunklen Dinge nicht, die sie so geschickt verbirgt.

Moni sieht zu den Fenstern hoch, hinter denen sie eben noch mit der Mutter Bescherung gemacht hat. In ihrer Tasche sind die Sachen, die sie bekommen hat. Ein Set Duftkerzen. Ein Reiseführer über Schottland. Irgendwann hat Moni mal gesagt, da würde sie gern hin. Eine Dose mit selbst gebackenen Plätzchen. Moni kann daran jetzt nicht denken, sie kann nur an Gerolf denken und das, was sie ihm in die Schachtel gepackt hat. Die teure Jacke. Die mit der Norwegerflagge drauf. Die Gerolf sich so gewünscht hat. Sein Vater findet die Marke proletenhaft. Deswegen bekommt Gerolf sie nicht von seinen Eltern.

Moni hat gespart. Mehr als ein halbes Jahr lang, und sie hat sich bei einer Freundin Geld geliehen. Sie freut sich. Ist aufgeregt. Was wird Gerolf sagen?

Wie immer kommt er zu spät. Sie hätte oben warten können, in der Wohnung, dann würden ihr hier im Schnee nicht die Füße abfrieren. Aber Gerolf will nicht klingeln. Will er einfach nicht. Er ist manchmal merkwürdig; er hatte keine leichte Kindheit.

Moni wartet und stampft mit den Füßen auf, um warm zu bleiben. Was nicht gut funktioniert. Gerolf kommt eine halbe Stunde später als vereinbart. Er prescht heran wie ein Rennfahrer, sein Lächeln blendet Moni. Wenn er lächelt, ist er guter Stimmung. Sie merkt, wie die Freude, die sie die ganze Zeit vorsichtig zurückgehalten hat, sich mit Macht Bahn bricht. Sie hat den ganzen Weihnachtsabend lang Gerolf für sich.

Er hält, sie öffnet die Beifahrertür und steigt ein.

»Küsschen, Süße!«

»Hi, Gerolf!« Sie küsst ihn auf die Lippen. Er schmeckt nach Rauch.

Gerolf gibt Gas und sie fahren in die Fränkische Schweiz, zur Villa seiner Eltern. Sie sind im Skiurlaub, kommen erst morgen zurück.

Die Villa liegt einsam, der Schnee türmt sich hoch am Straßenrand. Gerolf fährt in die Garage. Die Gegend liegt dunkel, der nächste Ort ist weit weg. Es schneit leicht, die Straßenlaternen tragen dicke Hauben. Gelbes Licht strömt über den Schnee. Blitzartig muss Moni an ihre Mutter denken, an die kleine Wohnung, das Kerzenlicht, die Straße unter ihren Fenstern, wo die Wagen der Nachbarn parken.

Im Haus ist es warm. Gerolf kickt die Schuhe weg. Er hilft Moni aus dem Mantel, wirft ihn auf den Garderobenständer. Sie gehen ins Wohnzimmer. Im Kamin brennt Feuer. Gerolf schleudert ein paar Scheite hinein. In der Ecke steht ein Weihnachtsbaum. Er ist von oben bis unten mit weißen Kugeln geschmückt. Nur weiße Kugeln, große und kleine, und eine kunstvoll geblasene Spitze ganz oben.

»Setz dich.«

Er hat Champagner gekauft. Schenkt zwei Gläser voll. Moni ist glücklich. Sie trinkt, sie lacht. Der Alkohol färbt ihr die Wangen.

»Wärm dich auf«, schnurrt Gerolf an ihrem Ohr. Er schaltet die elektrischen Kerzen am Christbaum ein. Reicht ihr mit großer Geste eine Schachtel. »Pack schon aus.«

Die Schachtel ist nicht viel größer als Monis Handfläche, aber schwer. Sie öffnet den Deckel.

»Gerolf!«

»Cool, was?« Er grinst so stolz wie die Männer in den Filmen, die ihren Angebeteten Schmuck schenken.

Es ist ein Armband. Silber und Smaragde. Kunstvoll geschmiedet. Wie für Moni gemacht schmiegt es sich an ihr Handgelenk.

»Ich will, dass du das immer trägst!«, flüstert Gerolf in Monis Ohr.

Sie lächelt. Etwas Kaltes greift nach ihrem Herzen, als sie antwortet: »Ich werde es immer tragen.«